

Schriftenreihe des Wissenschaftszentrums
Nordrhein-Westfalen
Band 2

Dirk Matejovski,
Friedrich Kittler (Hg.)

Literatur im Informationszeitalter

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Redaktion: Ralf Schilberg



6 A 26869

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Literatur im Informationszeitalter / Dirk Matejovski;
Friedrich Kittler (Hg.). – Frankfurt/Main; New York:
Campus Verlag, 1996

(Schriftenreihe des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen; Bd. 2)
ISBN 3-593-35058-0

NE: Matejovski, Dirk [Hrsg.]; Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen
<Düsseldorf>; Schriftenreihe des Wissenschaftszentrums ...

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 1996 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main
Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen
Satz: Fotosatzstudio »Die Letter«, Hausen/Wied
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.
Printed in Germany

- 1912868 -

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Die Auswanderung der Zahlen aus dem alphanumerischen Code <i>Vilém Flusser</i>	9
Sprachnormen, Verrechtlichung und die Mediatisierung von Kommunikation <i>Rüdiger Weingarten</i>	15
Zwei Kulturen im Zusammenstoß – Erkundungen im Medienland über ein Leseland <i>Hilmar Hoffmann</i>	37
Audiovisualität im Mittelalter <i>Horst Wenzel</i>	50
Späne, Kreuze, Initialen – Schriftzeichen als Beglaubigungsmittel in mittelalterlichen Tristan-Dichtungen <i>Urban Küsters</i>	71
Die Information in der Bibliothek der Gegenwart <i>Günter Gattermann</i>	102
Zur Virtualisierung von Bibliotheken und Büchern <i>Rainer Kuhlen</i>	112

Die Poesie soll von allen gemacht werden! – Von literarischen Hypertexten zu virtuellen Schreibräumen der Netzwerkkultur <i>Heiko Idensen</i>	143 ←
Kann man Hypertexte lesen? <i>Bernd Wingert</i>	185
MTV und andere – neue Gattung, neues Medium oder neues Produkt? <i>Diedrich Diederichsen</i>	219
Computeralphabetismus <i>Friedrich Kittler</i>	237
Von der Sinnstiftung zum Informationsdesign? – Die Kulturwissenschaften in den neuen Medienwelten <i>Dirk Matejovski</i>	252
Zu den Autoren	272

Vorwort der Herausgeber

Über Literatur läßt sich nur schwerlich reden, ohne zugleich von der Materialität der Verschriftlichung zu sprechen. Steintafel, Papyrus, Pergament, Buch und Typoskript sind nicht einfach als historisch bedingte Varianten eines Grundtypus zu betrachten, sie verweisen vielmehr auf jeweils unterschiedliche Formen der Publikation, Distribution und Rezeption von Literatur. Dabei indiziert die technische Veränderung der Verschriftlichungsformen immer auch einen Strukturwandel der literarischen Kommunikation und damit der gesellschaftlichen Funktion von Literatur überhaupt.

Dieser zweite Band der Schriftenreihe des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen präsentiert Beiträge, die im Zusammenhang mit der Tagungsreihe »Literatur im Informationszeitalter« entstanden. Diese Tagungsreihe ließ sich die atemberaubend schnelle Entwicklung und die gesellschaftliche Institutionalisierung elektronischer Aufzeichnungssysteme zum Thema werden. Die Beiträge dieses Bandes erproben Antworten auf die Frage, ob wir zur Zeit an einer Art Epochenschwelle stehen, die möglicherweise zu einer neuen Begriffsbestimmung dessen führt, was man »Literatur« nennt. Bei all diesen Transformationsprozessen ist mit Luhmann zu fragen, ob sich hier eine Ausdifferenzierung zwischen traditionellen und elektronischen Medien vollzieht oder ob traditionelle Medien wie die Literatur erlöschen.

Der Arbeitskreis wollte diese Problemstellung von mehreren Aspekten her entwickeln. Schreiben und Lesen im Computerzeitalter stehen vor der Herausforderung, automatisiert zu werden, und angesichts der Entwicklung neuer Aufschreibesysteme (und möglicherweise auch Lesesysteme) ist nach Rückkopplungseffekten in einer Weise zu fragen, die in-

*7. Band / pro d.
Bezug auf
e. Medien*

dividuelle Erfahrungen mit der Darstellung konkreter Entwicklungstendenzen innerhalb der Technologien verbindet.

Schrift und Druck waren zudem niemals nur formlose Medien für beliebige Inhalte, sondern eine Methode, Daten mit Adressen, Registern etc. zu versehen. Umso dringlicher stellt sich die Frage nach dem Übergang dieser schriftlichen Form der Wissensorganisation zu einer elektronischen (wie etwa Hypertext). In diesem Zusammenhang sind auch die Verbindungslinien zwischen EDV, den Formen der wissenschaftlichen Informationsbeschaffung (Bibliotheken) sowie dem Verlagswesen von Bedeutung. Einen weiteren Aspekt bildet die Überbietung der literarischen Fiktion durch die elektronisch gesteuerte Fiktion (Computerimitation, Simulation und Cyberspace). Hier interessieren nicht nur die theoretischen Implikationen der Formen digitaler Signalverarbeitung, sondern auch die Analyse der praktischen Konsequenzen solcher Entwicklungen (Medienverbundsysteme etc.). Schließlich stellt sich die Frage, wie die Ordnung des Diskurses innerhalb eines Systems aussieht, das sich anschickt, die kulturelle Prädominanz der Schriftlichkeit aufzuheben. Jenseits kulturkritischer Klischees, die den Anbruch eines analphabetisierten und amüsierwütigen Zeitalters elektronischer Visualität prophezeien, gilt es nachzuzeichnen, welche Veränderungen es nach sich zieht, wenn die Trennlinie zwischen Buchstaben und Zahlen verschwindet und die zu zivilisatorischen Totemtieren gewordenen Medien Schrift und Buch ihren angestammten Platz verlassen, um sich an der Schnittstelle Mensch/Maschine anzusiedeln. Auch hier läßt sich zwanglos an die aktuellen Diskussionen anschließen, die sich auf den Stellenwert der Lesekultur im Computerzeitalter beziehen.

Allen Auffächerungen des Zentralthemas in diesem Band liegt ein Literaturbegriff zugrunde, der sowohl Gebrauchstexte als auch traditionell an Schriftlichkeit angekoppelte Medien (wie beispielsweise die moderne Musikkultur) einschließt. Publizisten, Journalisten, Informatiker, Literatur-, Bibliotheks- und Medienwissenschaftler sind hier versammelt, um Prognosen und Einschätzungen abzugeben. Dieses interdisziplinäre Profil erschien besonders geeignet, jeden spezialisierten Hermetismus zu bannen. Auf diese Weise soll eine wechselseitige Durchdringung von Theorie und Praxis, von der Analyse des Denkbaren und der Beschreibung des Machbaren erreicht werden. Die in diesem Band angesprochene Frage nach den kulturellen Folgen neuer Technologien wird im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf auch in Zukunft bearbeitet werden.

Dirk Matejovski, Friedrich Kittler

Von der Sinnstiftung zum Informationsdesign?

Die Kulturwissenschaften in den neuen Medienwelten

Dirk Matejovski

Hermeneutische Fundamentalisten und digitale Chiliasten

Es gibt zwei sich ausschließende Gründe, die sogenannten Geisteswissenschaften nicht zu mögen. Einmal, weil man sie für korrupt, opportunistisch und aktualitätsversessen hält. Andererseits kann man sie als altmodisch, unbeweglich und eskapistisch einschätzen. Der ersten Sicht sind die Geisteswissenschaften ein gealtertes Callgirl, das seine verblühten Reize für ein wenig Aufmerksamkeit und ein bißchen Geld jedem aufdringlich anbietet. Den anderen erscheint diese Fächergruppe wie eine etwas bemitleidenswerte alte Dame, die am Kamin Strümpfe strickt, während draußen aus fünfhundert TV-Kanälen der Sound des 21. Jahrhunderts über einer Welt aufsteigt, die durch Satelliten, Kabel und Bytes zu einem Dorf geworden ist, dessen Lebensrhythmus von den Siliziumgewittern der Kommunikationsarmaturen bestimmt wird.

Hermeneutischer Fundamentalismus läßt sich prägnant anhand von George Steiners Buch »Real Presences« nachzeichnen (Steiner 1990; Bloom 1987; Bloom 1994). Innerhalb Steiners deutlich von Heidegger und Platon inspirierten Ästhetik sind die Geisteswissenschaften Teil einer parasitär wuchernden Kultur des Sekundären, des Kommentierenden, des tautologischen Geschwätzes. Die Eckpfeiler seiner Kritik bilden bekannte Motive: die Masse der kommentierenden, interpretierenden und wertenden Arbeiten hat, so Steiner, ein groteskes Ausmaß angenommen, die Objekte des interpretierenden Bemühens sind beliebig gewählt und häufig ephemere, und die Professionalisierung der akademischen Arbeit brach-

te einen falschen Begriff von Forschung in den Geisteswissenschaften hervor (Steiner 1990: 40 – 55). Steiners Verdikt zielt auf jede Disziplin, die sich deutend mit Kunst, Musik und Literatur beschäftigt, aber der Literaturwissenschaft, dem »Mekka des sekundären Diskurses« (ebd.: 53), gilt seine besondere Abneigung. Er konstatiert:

»Die ganze Vorstellung von Forschung in moderner Literaturwissenschaft wird beeinträchtigt von der offenkundig falschen Voraussetzung, daß Zehntausende junger Leute irgend etwas Neues und Zutreffendes über Shakespeare oder Keats oder Flaubert zu sagen haben. In Wahrheit ist die Masse der Doktorarbeiten und Habilitationsschriften, die als ›Forschung‹ auf literarischem Gebiet gemeint sind und dementsprechende Veröffentlichungen nach sich ziehen, nichts weiter als ein grauer Morast.« (Ebd.: 54)

Man ist zunächst geneigt, dies als die exzentrische Meinung eines alten Mannes zu nehmen, der sich über Dekonstruktivisten und »ethnic studies« auf dem Campus ärgert, aber Steiners Kritik ist für unsere Fragestellung in mehrfacher Hinsicht relevant. So sind die Topoi der von Steiner formulierten Kritikpunkte als gesunkenes Kulturgut durchaus auch in jedem schlechteren Feuilleton zu finden. Geisteswissenschaftliche Forschung sei, so weiß man, spezialistisch, esoterisch und lebensfremd. Dort, wo man sich wie die Historiker vor hermeneutischen Unschärfen in den sicheren Port des Faktischen, des »So war es« flüchten will, greift der Vorwurf der Beliebigkeit. Die Geisteswissenschaften seien überflüssig, sekundär, selbstreferentiell und tautologisch, und sie verfehlten ihre Gegenstände – diese Vorwürfe müssen auch da, wo sie wie bei Steiner von einer fragwürdigen ästhetischen Prämisse ausgehen, ernst genommen werden. Dies bezeugt die Fülle apologetischer Literatur, die sich etwa mit dem »Wozu« der Germanistik beschäftigt oder nach ihrem Standort in der Mediengesellschaft fragt (Jäger/Switalla 1994; Förster/Neuland/Rupp 1989). Steiners Polemik reagiert ex negativo auf einen Anpassungsdruck, der von neuen kulturellen und medialen Formationen ausgeht, und es reicht nicht aus, sein Pathos der Authentizität allein als intellektuelle Maginotlinie gegenüber dem Dekonstruktivismus oder den Cultural Studies zu begreifen. Und ganz besonders dann, wenn es um die Standortbestimmung der Fächer gegenüber den neuen Medien geht.

Wenn Steiner gestreng rügt, daß »die Geisteswissenschaftler die Naturwissenschaftler nachzuahmen suchen«, was die Exaktheit der Ergebnisse anbetrifft (Steiner 1990: 55), so würde die Gruppe der digitalen Chiliasten diesen Vorwurf als allergrößtes Kompliment empfinden. Der digitale Chili-

ast weiß sich an der Zeitenwende, und das kommende Millennium steht im Zeichen der informationstechnischen Hardware. Die neuen Zeiten werden geprägt durch das Vordringen und durch die Perfektionierung der Informations- und Kommunikationstechnologien; alles wird neu werden. Indem sich der Mensch zum neuen Prometheus aufschwingt, schafft er sich selbst ab. Die Parolen für diese Zeitenwende kommen nicht aus Prophetenwüsten, sondern aus dem MIT und den Entwicklungslabors von IBM und Microsoft. »Wir werden eine Maschine erschaffen, die stolz auf uns ist«, prophezeit der KI-Guru Marvin Minsky, und Hans Moravec will Intelligenz und Bewußtsein definitiv von der maroden menschlichen Biomasse auf haltbareres Silizium transferieren (Moravec 1993: 81 ff.). Medienhardware ist aus dieser Perspektive das Subjekt der Geschichte, und im Informationszeitalter kommt dieses Subjekt endgültig zu sich. Jetzt kann man das ganze Abendland mit seinen Obsessionen wie Sinn, Geschichte, Subjekt, Vernunft und Freiheit mit einer großen Geste auf den Schutthaufen der Geschichte fegen. Anders als Steiner empfindet der digitale Chiliast das Geschäft des Interpretierens und Kommentierens nicht deshalb als anstößig, weil es der überzeitlichen Dignität des authentischen Kunstwerks inkommensurabel ist. Ihm ist die Frage nach Sinn und Deutung schlichtweg obsolet geworden. Die Robespierres der Medienrevolution dekretieren:

»Wo die Gutenberg-Galaxis und die neue Medienwelt aufeinandertreffen, scheiden sich die Geister konkret in Programmierer und Programmierte. Während sich die Vertreter der alteuropäischen Kultur ans Buchstäbliche der Literatur, an Diskursgewalten wie Autorschaft und Copyright und an Fetische wie Kreativität klammern, operiert man unter Medienbedingungen längst formal-numerisch und algorithmengeleitet. »Hypermedien« brauchen keinen Autor, und Datenprocessing macht Genie schlicht überflüssig. Bücher werden von Bildschirmen, Kommunikation face to face vom »interface« verdrängt. Die alten semantischen Fragen nach Bedeutung, Repräsentation und Intentionalität gleiten an digitalen Medien ab, deren Verfahren der reinen Inszenierung von Effekten gleichkommt.« (Bolz 1994: 48)

Unter diesen Prämissen steht es schlecht um die Wissenschaften vom Geist. Denn ihre zentralen Bezugspunkte, Schrift, Alphabet, Buch, wären nur obsoletere Spezialfälle anderer Mediensysteme. Insbesondere das Alphabet ist in dieser schwarzen Medienteologie nur das antiquierte Relikt des alphanumerischen Codes. Dieser wanderte aus und wurde zum Schibboleth einer neuen Epoche, der Herrschaft des binären Codes. Vilém Flusser faßt diesen Prozeß so zusammen:

»Auf der einen Seite gibt es eine relativ kleine Gruppe Eingeweihter, die in formalen Bezügen denkt und für das Manipulieren des Zahlencodes und der daraus entstandenen Computercodes kompetent ist, und auf der anderen Seite die große Masse der Uneingeweihten, der Laien. Nur die ersteren formulieren aus Algorithmen die gegenwärtig gültigen Erkenntnis-, Verhaltens- und Erlebnismodelle. Mit anderen Worten: Alles, was früher Wissenschaft, Technik, Politik und Kunst hieß, wird gegenwärtig von der numerisierten Elite in vernetzter Zusammenarbeit und mit Hilfe künstlicher Intelligenz geleistet.« (Flusser 1991: 15)

Die Schlußfolgerung aus diesen Prämissen ist relativ einfach. Wenn wir uns wirklich inmitten eines durch die Medien induzierten gesellschaftlichen und anthropologischen Umbruchs befinden, dann müssen die Kulturwissenschaften medienwissenschaftliche Fragen aufgreifen und Spezialfälle kultureller Überlieferung wie Literatur und Kunst medienwissenschaftlich durchdringen. Ein solches Programm ist aber nicht ganz leicht einzulösen, denn im Gegensatz zu Psychologie, Soziologie und Ethnologie, um nur die letzten großen Importparadigmen zu nennen, bietet sich in der Medienwissenschaft keine verfestigte Disziplin zur Rezeption an. Dazu folgende Hinweise. Betont man den technischen Aspekt der Kommunikation, dann wären Physik, Nachrichtentechnik, Informationstheorie und Kybernetik zuständig. Geht man auf die gesellschaftlichen Kontexte der modernen Massenkommunikation ein, dann sind Fächer wie die Publizistik und Soziologie zu nennen. Fragen der Medienwirkung fallen in das Ressort der Psychologen, Pädagogen und Demoskopien. Gegenüber dieser disziplinären Ressortierung führte eine Medienwissenschaft eher ein Schattendasein. Werner Faulstich beschreibt die Konturen dieser Wissenschaft in Abgrenzung zu anderen Disziplinen folgendermaßen:

»Eine dritte, neuere Fachrichtung (Medienwissenschaft) definiert ›Medium‹ ähnlich als Kommunikationsmittel, akzentuiert aber gegenüber der Publizistik zwei andere Aspekte: erstens die Funktion und Bedeutung der Medien innerhalb der gesamten Gesellschaft, zweitens die Geschichte der Medien und ihre Entwicklung von den Anfängen bis heute, d.h. sie charakterisiert sich durch einen bewußt integrativen und einen historischen Ansatz.« (Faulstich 1991: 16)

Für die Rezeption medienwissenorientierter Fragestellungen war weniger die akademisch gefirmte, weil disziplinär verortete Medienwissenschaft wichtig als die nomadische Form des Nachdenkens über Medien, da die

bisherigen akademischen Integrationsversuche weitgehend einflußlos blieben (Faulstich 1994: 9 ff.). Die Operationsbasis in dieser heroischen Phase der Medientheorie waren obskure Kunst- und Musikzeitschriften, clandestine Konferenzen und Netzwerke im Niemandsland zwischen Computerclub und akademischem Biertisch. Plötzlich trugen Germanisten vor Computerarbeitskreisen vor, buchten Trendbüros vormalige Benjamin-spezialisten und sprachen Kunsthistoriker auf Tagungen über elektronische Medien. Die zentralen Begriffe gelangten über Theorieimporte ins Land, indem man die Schriften des Anglisten McLuhan, des Soziologen Baudrillard, des Architekten Virilio oder des ehemaligen Kraftwerksdirektors Flusser rezipierte. Oder aber sie entwickelten sich durch die akademischen Grenzüberschreitungen der Germanisten, Philosophen, Mediävisten oder Ägyptologen. Gegenstände waren die Materialität der Kommunikation, Medien und Herrschaft, Technikgeschichte, ästhetische Fragen, aktuelle Fragen der Medienrezeption von kulturhistorischen Spekulationen bis hin zu Aspekten der Softwareentwicklung. Damit soll gesagt werden, daß es ein wirkmächtiges, aber unsystematisches Ensemble von Medientheorien gab, bevor eine verfestigte Medienwissenschaft ihr Haupt erheben konnte. Insofern kennzeichnet der Begriff »Medientheorie« am besten das Vielgestaltige, Liquide, das das Nachdenken über Medien bestimmt. Es macht Sinn, den Terminus als Oberbegriff zu nehmen und (anders als Faulstich) darunter andere Aspekte des Medienthemas wie Medienästhetik, Medienkultur, Mediengeschichte, Medienethik etc. zu subsumieren. Die Frage nach dem Verhältnis medientheoretischer Ansätze zum Kanon der Kulturwissenschaften, insbesondere der Germanistik, bekommt dann besonderes Gewicht, wenn man sie in den Kontext der Reformdiskussion innerhalb der Geisteswissenschaften stellt. Dies wurde etwa im Zusammenhang mit dem letzten Germanistentag deutlich, bei dem die Frage diskutiert wurde, ob die Germanistik zur »Medienkulturwissenschaft« mutiere. Wo der hermeneutische Fundamentalist in stiller Andacht vor den Texten versinkt, gibt es innerhalb der kulturwissenschaftlichen Avantgarde konkrete Vorstellungen über die Zukunftsaufgaben der Fächer. So schlägt Friedrich Kittler in einem ersten Schritt vor, die Schreibkompetenz innerhalb des geisteswissenschaftlichen Studiums stärker zu akzentuieren, wobei dies auch gerade die Beherrschung von Programmiersprachen einschliesse. Er fordert eine deutliche Orientierung am (informations-)technischen State of the art und ein fundamentales methodologisches Umdenken der Kulturwissenschaften:

»Die Praxisrelevanz der Geisteswissenschaften bestimmt sich vielmehr von ihrer Fähigkeit her, die Überlieferungen auf Modelle zu bringen. Der zunehmenden Kulturalisierung, wie sie auf seiten der computer community gegenwärtig stattfindet, sollten die Geisteswissenschaften ihrerseits durch stärkere Formalisierung ihrer Wissensfelder entgegenkommen.« (Kittler 1993: 25)

Wenngleich über die Ansichten einer solchermaßen digitalisierten Kulturwissenschaft sicher noch sehr intensiv diskutiert werden muß, so ist doch eines unstrittig. In viel stärkerem Maße als die ästhetische Soteriologie eines Steiner reagieren diese Reformvorschläge auf Fragestellungen, Diskussionen und Problemfelder, die für die Kulturwissenschaften von Bedeutung sind oder hätten sein sollen. Angesichts dieser spezifischen Rolle, die die Medientheorie bei der Reformdiskussion innerhalb der Geisteswissenschaften spielt, ist es erforderlich, die Entwicklung der Leistungsfähigkeit und der Grenzen der Medienwissenschaften kurz zu betrachten.

Mediensog

Will man Konturen näher bestimmen, schuldet zunächst einmal jene Denkfigur, die den Geist aus den Geisteswissenschaften exorzieren will, um die Analyse von Aufschreibesystemen, d.h. Medien an seine Stelle zu setzen (Kittler 1980), unübersehbar jenen Positionen des Poststrukturalismus oder Dekonstruktivismus sehr viel, die von tiefer Skepsis gegenüber dem Furor der Interpretation beseelt sind (ebd.). »Every decoding is encoding«, läßt David Lodge den dekonstruktivistischen Helden seines satirischen Romans »Small world« verkünden, und daraus folgt, so ließe sich ergänzen, das »Stop making sense« der Talking Heads zwangsläufig als kategorischer Imperativ der Geisteswissenschaften. Zumindest aber kann man sich gleich dem Substantielleren zuwenden: der Materialität der Kommunikation oder einer derridaistisch gedachten Schrift. Womit gleichzeitig das Stichwort dafür gegeben ist, darauf hinzuweisen, daß die entscheidenden Losungen im medientheoretischen Kontext französische Importware waren. Denn die deutsche Medientheorie bekam maßgebliche Anstöße weniger vom Erzvater einer wilden Medienanalyse, Marshall McLuhan, der bis heute häufiger zitiert als gelesen wird, als vielmehr von den nachmaligen Meisterdenkern der achtziger Jahre, der Trinität Baudril-

lard, Virilio, Flusser. Baudrillards mittlerweile zu Volkshochschulehren gelangte Simulationstheorie, Virilios Dromologie und seine Verbindung von Militärgeschichte und Medientheorie und Flussers nomadisierende Streifzüge durchs Computerland bereiteten das Feld für eine Beschäftigung mit Medien, die mehr war als die Analyse von Dramenverfilmungen oder als die gewohnte kulturkritische Medienschelte. Durch den Vormarsch der universellen Maschine, des Computers, durch die Entwicklung neuer Technologien wie Hypertext, Multimedia und Virtual Realities, durch die in den achtziger Jahren unübersehbar gewordene Dominanz des Visuellen und Symbolischen in der Politik und durch medientechnische Ernstfälle wie Rumänien, den Golfkrieg und Jugoslawien schienen plötzlich neue Fragen an die Kulturwissenschaften herangetragen zu werden, durch deren Beantwortung ein Glasfaserkabel zur Gegenwart verlegt werden konnte. Der Problemkatalog reichte von der mittlerweile leicht ranzig gewordenen Frage nach dem Verschwinden von Literatur und Buch im Medienzeitalter über die Diskussion neuer ästhetischer Präsentationsformen in den bildenden Künsten bis hin zum Konzept einer als Mediengeschichte verstandenen Kulturgeschichte. Und im Kraftfeld der oben genannten Theorien und Fragen bekamen große Teile der kurrenten medientheoretischen Arbeiten auch ihr spezifisches Design, das sie so attraktiv, häufig aber auch angreifbar macht. Von der Grundhaltung her immer eher technophil, vagierend im Niemandsland zwischen Technikgeschichte, Literaturwissenschaft und Informatik, gelegentlich esoterisch, geistreich, aktuell und häufig jenseits akademischer Binnenkommunikation angesiedelt – so stellte sich die fast durchgängig aus entlaufenden Geisteswissenschaftlern rekrutierte Medientheorie der späten achtziger und frühen neunziger Jahre dar. Sie bildete in dieser Form ein Gegengewicht zur monströsen Banalität des Postman-Flügels, der gut manichäisch alles Übel der Welt auf Gameboy, Power-Rangers und MTV zurückführt. Doch führte dieses affirmative und häufig auch ein wenig apokalyptisch eingefärbte »Ja zur modernen Welt!« (FSK) in schwächeren (und späteren) Produkten des medientheoretischen Diskurses zu einem Gestus der Überbietung, der sich nur noch an den Visionen des medialen Weltenbrandes weidet. Was bei Kittler noch am historischen und literarischen Material festgemacht wird, was bei Flusser und Kamper noch ernstzunehmende Spekulation ist, wird in den epigonalen und marktorientierteren Produkten der Gattung »aktuelle Medientheorie« zum weltentrückten reinen Sound der digitalen Apokalypse. Diedrich Diederich-

sen hat die Problematik dieses medientheoretischen Topos von der Zeitenwende folgendermaßen beschrieben:

»Gerade Medientheorie, oder was dafür gehalten wird, wird immer unter dieser Rubrik geführt und profitiert von deren furchteinflößendem Modernitäts-Imperativ. Wie kann man zum Beispiel Kunsthistoriker verunsichern? – immer noch, wenn man ihnen mit Medien droht. Wie kann man Lokalpolitiker erpressen? – wenn man ihnen mit Medienakademien, neuen Medien etc. winkt. Wie kann man Juroren, die Stipendien vergeben, nasführen? – wenn man »neue Medien« einsetzt. Die neuen Medien haben dabei en passant die moderne Kunst und alle daran hängenden Betriebe aus ihrer Legitimitätskrise erlöst. Kein Stadtrat muß jetzt seiner mit »Das kann unsere Tochter auch« Argumenten operierenden Ehefrau mehr erklären, warum er für diesen Scheiß so viel Geld ausgibt. Es sind die neuen Medien, und wenn wir sie nicht fördern, verpassen wir etwas, und die Japaner verspeisen uns roh zum Frühstück.« (Diederichsen 1993: 8)

Man mag diese Anmerkung Diederichsens als Palliativ gegenüber allzu rabiaten Einschüchterungsstrategien medientheoretischer Provenienz im Gedächtnis behalten. Gleichzeitig aber gilt es, an das spezifische Verdienst der medientheoretischen Ansätze zu erinnern. Medientheorie stellt nämlich insofern eine »Provokation« der Kulturwissenschaften dar, als sie in ihren Fragestellungen und Problemfeldern einer potentiellen Dezentrierung spezifisch geisteswissenschaftlicher Methoden und Gegenstände Rechnung trägt. Natürlich ist die steile These vom Ende der Buchkultur eher feuilletonistische Drohgebärde mit begrenzter Originalität als zutreffende Diagnostik, doch wird überall dort, wo von der Bedeutung der visuellen Medien und der digitalisierten Form der Kommunikation gehandelt wird, ein wichtiger Sachverhalt notiert, den Jochen Hörisch den Kulturwissenschaften so ins Stammbuch schrieb:

»Eine Kulturwissenschaft, die medienhistorisch und medienanalytisch aufgeklärt sein möchte, muß von einer ebenso schlichten wie weitreichenden Feststellung ausgehen: Die Welt des Buches und der massenalphabetisierten Leserschaft ist nicht etwa die kulturhistorische Regel, sondern eine exquisite Ausnahme selbst in unserer abendländisch-christlichen Hochkultur.« (Hörisch 1994: 1047)

Es ist verlockend, diese These mit Verweisen auf die Arbeiten Michael Gieseckes und Horst Wenzels zu entfalten, aber auch auf ältere mediävistische Untersuchungen hinzuweisen, die, obzwar noch nicht medientheoretisch getauft, in die gleiche Richtung gehen. Stattdessen ist auf ak-

tuelle Tendenzen hinzuweisen, die ein Indiz dafür sein könnten, daß, hegelianisch gesprochen, der absolute Geist seine Erscheinungsform gewechselt hat. Werden nicht etwa zentrale gesellschaftliche Fragen und Erfahrungen heute eher visuell präsentiert und diskutiert als im Medium des Buches? Wo ist ein Gedicht, das so heftige Emotionen und so intensive Diskussionen erregt wie ein Benetton-Plakat? Haben vierzig Jahre Holocaust-Publizistik auch nur annähernd die Breitenwirkung von *Schindlers Liste* gehabt? Gibt es einen zeitgenössischen Roman (mit Ausnahme von Burgess' *Clockwork Orange*), der sich des Themas Gewalt so virtuos, so ästhetisch gebrochen und so suggestiv zu nähern gewußt hätte, wie Oliver Stones *Natural born killers*? Was sind alle Gedichte von Wondratschek gegen die Songs von Kurt Cobain? Warum macht Rainald Goetz jetzt Tekno-CDs statt Suhrkamp-Bändchen? Auch diese Fragen klingen nach schlechtem Medienpathos, aber sie wollen deutlich sagen, daß die Kulturwissenschaften sich ernstlich überlegen müssen, ob sie sich wie Ahab an den weißen Wal für immer an ein Mediensystem ankoppeln wollen. Damit droht ihnen nichts anderes als zu den Bewohnern eines wunderschönen, subventionierten Museums zu werden.

»Belesene Leute, die nicht mit dem Computer umgehen können, sind die Analphabeten des nächsten Jahrtausends.« – So definiert Matthias Horx in seinem Wörterbuch der 90er Jahre den Begriff »Medienanalphabeten« (Horx 1991), und Nicholas Negroponte spricht von den gebildeten, kultivierten und (bisher) gutverdienenden »Digital homeless« des Computerzeitalters. Damit zeichnet sich ab, daß eine Gruppe, die traditionell zumindest Teile der Funktionseliten stellte, sich selbst marginalisiert, indem sie sich technologisch musealisiert. Muß z.B. eine Germanistik so aussehen, wie sie Kittler pointiert beschreibt:

»Germanisten bleiben also beim Medium, das sie selber trägt. Aber sie handeln von ihm nicht einmal. Statt dessen lehren Dozenten Romantheorien, die ihre Doktoranden dann auf Kafka oder Thomas Mann anwenden. Wenig später erscheinen von den neuen Doktoren Romane, die Dozenten wiederum dem Kanon der deutschen Literatur zuschlagen können. So funktioniert Germanistik, spätestens seit der Gruppe 47.« (Kittler 1994: N6)

Aus der oben geschilderten, weit verbreiteten Skepsis gegenüber der Leistungsfähigkeit traditioneller akademischer Geisteswissenschaft, die Bücher in Bücher verwandelt, und aus der Ubiquität der medientechnischen Evolutionen entstand eine Konstellation, die einen medientheoretischen

Goldrausch erzeugte. Ein Goldrausch, der auch die geisteswissenschaftliche Binnenorganisation nicht unberührt ließ, weil er ein methodologisches Modernitätsgefälle in einige Disziplinen hineintrug.

Die institutionelle Sogwirkung medienwissenschaftlicher Fragestellungen läßt sich an einer Fülle von Neugründungen (wie etwa der Kunsthochschule für Medien in Köln oder dem Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe), Sonderforschungsbereichen, Stiftungsprofessuren, Forschungsverbänden und neuen Fächern (wie Kultur- und Medienwissenschaften) ablesen. Tagungen und Publikationsflut tragen zudem erheblich zur Institutionalisierung und Durchsetzung medienwissenschaftlicher Fragestellungen bei. Die institutionellen Beispiele ließen sich noch verlängern, aber nicht minder aufschlußreich ist die Betrachtung individueller akademischer Laufbahnen. So gibt es nun Lehrstühle für ehemalige Germanisten, die Bezeichnungen tragen wie »Lehrstuhl für neuere deutsche Philologie und qualitative Medienanalyse« oder »Lehrstuhl für Ästhetik und Geschichte der Medien«. Philosophen schlägt es an Designfakultäten, um dort Medientheorie zu lehren, und Kunsthistoriker, die einst über die Visionen der Hildegard von Bingen arbeiteten, organisieren Medienkongresse. Betrachtet man die Tagungsflut, wie etwa die Interface, Ars electronica, Multimediale, das Medienforum, die Medientage, Cultec I, aber auch den Germanistentag und Tagungen, auf denen Medienfragen als Subthemen aufgenommen wurden (Aktualität des Ästhetischen, 1993 in Hannover), dann erscheint es, als müßte man sich als Geisteswissenschaftler mit Medienfragen beschäftigen, um außerhalb der Fachgrenzen wahrgenommen zu werden. »Medien sind das Thema der Zukunft« ist folgerichtig die Überschrift eines Interviews mit dem scheidenden Präsidenten des Germanistenverbandes, in der das oben erwähnte Projekt eines germanistischen Medienforschungsinstituts promotet wird (Jäger 1994a). Die Publikationsflut zu medienwissenschaftlichen Themen soll hier beiseite gelassen werden, aber jeder, der nur versuchsweise auf dem laufenden bleiben will, wird schier verzweifeln. Kurz: Das sprudelnde Bächlein der Medientheorie hat sich zu einem mächtigen Strom entwickelt, und durch die Beschäftigung mit diesen Fragestellungen kann man Aufmerksamkeit und Fördermittel erlangen.

Ignorieren, Auswandern, Integrieren

Auf diesen medialen Sog gibt es im wesentlichen drei Reaktionsformen innerhalb der Kulturwissenschaften: business-as-usual, Auswanderung und stille Integration. Vertreter der business-as-usual-Position werden die hier diskutierten Fragen bestenfalls für ephemere, schlimmstenfalls für Unfug halten. Sie werden die Frage einer stärker medienorientierten Fragestellung innerhalb der Geisteswissenschaften als ein Modephänomen begreifen, das vielleicht im Kontext von Fragen der Berufsqualifikation eine Rolle spielen könnte. Diejenigen, die so denken, bilden unzweifelhaft die Mehrheit unter den Geisteswissenschaftlern. Die meisten werden noch nicht einmal eine dezidiert ablehnende Haltung gegenüber den oben skizzierten Fragestellungen haben, sie werden von deren Existenz nichts ahnen. Es kann hier nicht darum gehen, eine solche Position zu belächeln und als hoffnungslos antiquiert der allgemeinen Verachtung preiszugeben. Denn zum einen müßte dem Byzantinisten, dem Assyrologen, dem Altphilologen oder dem Volkskundler klargemacht werden, was seine Disziplin in Forschung und Lehre mit medienwissenschaftlichen Fragen an Berührungspunkten aufzuweisen hat. Solange dies nicht zwingend gelingt, werden die hier vorgenommenen Fokussierungen allenfalls als Ausdruck einer perspektivischen Verzerrung angesehen (was sie, quantitativ gesehen, auch sind). Da solche Berührungspunkte in den wenigsten Fällen existieren, sollten hier keine künstlichen Bezüge hergestellt werden. Zum anderen ist die Frage durchaus zu stellen, ob sich die Kernbereiche geisteswissenschaftlicher Arbeit nicht naturgemäß so sehr auf Vergangenes richten, daß alle Modernisierungsstrategien Verfehlungen sind. Für die Germanistik hat dies die Einleitung zur Germanistentag-Sonderseite in der FAZ so formuliert:

»In ihrem hektischen Bemühen, sich hier anzupassen und dorthin zu strecken, hat die Germanistik dieses Beste längst vergessen – sogar, daß es eines gibt, das aller Mühe wert wäre: die Literatur und ihre Geschichte. Nichts mehr, nichts weniger.« (FAZ 1994: N5)

Eine solch klassizistische Sicht, die geisteswissenschaftlichen Fächer jenseits aller Modernisierungsstrategien als strenge, historische Wissenschaft zu bewahren, vermöchte sogar darauf hinzuweisen, daß es immer noch philologische Fragen zu Faust und Goethe sind, mit denen etwa die Literaturwissenschaft Medienaufmerksamkeit erregt. Harold Bloom gelingt

es immerhin noch, mit der nicht ganz grünen Frage nach der Notwendigkeit eines Kanons die Gemüter zu beunruhigen. Vielleicht aber hätte ein Ensemble kulturwissenschaftlicher Fächer, die das Studium von Texten, Kulturen und Problemen betreiben, die im Grunde keinen, noch nicht einmal die Studierenden, interessieren, schon längst den Status von Orchideenfächern erreicht, ohne es gemerkt zu haben. Oder ins Positive gewendet: Kann es *raison d'être* der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Kunstwerk sein, »vor der totalen Diktatur der Gegenwart« zu bewahren (Strauß 1981: 111)?

Nichts schreckt den Vertreter eines anderen Reaktionstypus mehr, als die Drohung, zum belächelten und unzeitgemäßen Museumswärter zu werden. Der oben beschriebene mediale Sog führt in das gelobte Land der modernen Theorie. Wer, wie Norbert Bolz, glaubt, daß »die moderne Welt ... medienpflichtig« (Bolz 1993: 8) sei, wird die Abgeschlossenheit einer Universitätsbibliothek nur noch bedingt charmant finden und sich eher auf Computerkongressen und Managerseminaren finden lassen. Während solche Aktivitäten sich noch auf individueller Ebene abspielen, wird der Modernitätsimperativ auf institutioneller Ebene zwangsläufig zu Neugründungen und institutionellen Umgruppierungen führen. Konkret: Wer von der zunehmenden Relevanz medientheoretischer Fragen redet, wird zwangsläufig entweder massive Studienreformen der einzelnen Fächer betreiben oder, unter welchen Umständen auch immer, neue medienwissenschaftliche Studiengänge aus dem Boden stampfen. Der medientheoretische Boom wird aus dieser Perspektive also zwangsläufig zu einer tiefgreifenden Veränderung des Fächerkanons führen. Am Ende stünde möglicherweise eine entscheidende Transformation der Kulturwissenschaften. Historisch orientierte Sinnsuche und Sinnstiftung würde zu Informationsdesign transformiert.

Die dritte Reaktionsform ist die zur Zeit wohl verbreitetste und unspektakulärste. Hierbei werden nämlich medientheoretische Fragen weder abwehrend noch aus der Perspektive akademischer Exzentrizität behandelt, sondern sie werden sozusagen in den Forschungsfluß integriert. Die methodologische Prämisse, unter der sich solche Forschungsaktivitäten zusammenfassen lassen, haben Aleida und Jan Assmann so formuliert:

»Alles, was über die Welt gewußt, gedacht und gesagt werden kann, ist nur in Abhängigkeit von den Medien wißbar, denkbar und sagbar, die dieses Wissen kommunizieren. Mit dieser These erhielt die Relativitätstheorie der Sprache, die auf Humboldt zurückgeht (...) eine neue, radikalere Form: als Relativitäts-

theorie der Medien. Nicht die Sprache, in der wir denken, sondern die Medien, in denen wir kommunizieren, modellieren unsere Welt. Medienrevolutionen sind deshalb Sinnrevolutionen, sie re-modellieren die Wirklichkeit und schaffen eine neue Welt.« (Assmann 1990a: 2f.)

Diese These klingt zunächst sehr universalistisch. Sie wird aber dann in ihren Konturen klarer, wenn man den Katalog der Schwerpunktfragen einer an der »historischen Medialität und Materialität von Literatur und Lesen« interessierten Kulturwissenschaft betrachtet. Aleida Assmann nennt folgende Punkte: »Mündlichkeit/Schriftlichkeit, den Wandel des Schriftträgers und der Buchform, die kulturellen Folgen des Buchdrucks, die kulturkritischen Reaktionen auf den Siegeszug der Schrift und die Frage nach den Zukunftsperspektiven der Buchkultur« (Assmann 1994: 4). Interessanterweise sind solche Fragestellungen zuerst in Disziplinen behandelt worden, in denen man mediengeschichtliche Fragestellungen nicht unbedingt angesiedelt sehen würde. So hat der Altphilologe Havelock die »Kulturrevolution des Vokalalphabets« erforscht, der Ägyptologe Assmann hat über die Differenz zwischen Schrift und Inschrift gearbeitet, und der Mediävist Horst Wenzel hat die medialen Bedingungen mittelalterlicher Literatur genauer herausgestellt. Letzterer konnte damit im übrigen auf eine Tradition innerhalb der Mediävistik zurückgreifen, die man als Mediengeschichte *avant la lettre* bezeichnen könnte und für die etwa die Arbeiten Grundmanns und Scholz' stehen. Diese Implementierung vornehmlich medienhistorischer Fragestellungen in die geisteswissenschaftliche Tagesarbeit ist relativ weit fortgeschritten, wie jeder bestätigen kann, der sich fächerübergreifend über Neupublikationen informiert. Weiterhin zu beachten ist aber, daß sich unter solchen Sammelrubiken wie »Materialität der Kommunikation« ebenso Innovatives und Originelles, aber auch Beliebiges und Umetkettiertes (Motivgeschichtliches) versammeln läßt. Insgesamt oszilliert diese eher unaufgeregte Form der Medienwissenschaft innerhalb der Geisteswissenschaft zwischen Technikgeschichte der Kommunikation und Information, Motivgeschichte, Kulturgeschichte und gelegentlicher kultureller Selbstreflexion. Innerhalb der Disziplinen selbst sind solche Ansätze deshalb akzeptabel, weil die Mehrzahl ihrer Vertreter auf schrille Apokalyptik verzichten und etwa dem Buch ein wenn vielleicht exzentrisches, aber doch dauerhaftes Weiterexistieren im elektronischen Medienverbund konzедieren (ebd.: 15). Einem drohenden kulturellen Hegemonieverlust der Buchkultur begegnet diese Haltung mit Verweis auf die Leistungsfähigkeit des Buches und mit einer historisch geschulten Medienskepsis.

The Shape of Things to Come

Einige letzte Überlegungen sollen der Frage nach den Zukunftsentwicklungen der Medientheorie innerhalb der Geisteswissenschaften gelten. Will man einmal die klassische Szenarientechnik benutzen und sich nicht nur auf eine binäre worst case/best case-Logik verlassen, dann bestehen wiederum drei mögliche Entwicklungstendenzen.

Szenario 1 besteht darin, daß wir es mit einem intellektuellen Modephänomen zu tun haben, dessen Existenz in zehn Jahren allen peinlich sein wird. So wie man heute amüsiert, befremdet und ein wenig melancholisch auf die Erwartungen blickt, die man in den siebziger Jahren auf eine Hochzeit von Sozialwissenschaften und Geisteswissenschaften richtete. Die Kinder, die dieser Vermählung entsprangen, waren unzählige Publikationen, die das erste Nomen im Titel mit dem Zusatz »... und Gesellschaft« verbanden, und es sind heute durchaus ungeliebte Kinder. Manche Züge, die der medienwissenschaftliche Turnaround trägt, Publikationsflut, Beliebigkeit der Fragestellung und Erlösungsanspruch, teilt er mit dem damaligen Frühlingssturm des Sozialen.

Dieses erste Szenario ist jedoch wenig wahrscheinlich, da der doch vorhandene breite Konsens über die Relevanz medienwissenschaftlicher Fragestellungen sich allein deshalb kaum ins Nichts verflüchtigen wird und weil die Entwicklungsdynamik der Informationstechnologien für die ständige Präsenz dieser Probleme sorgen wird. Wenn sich die Trennung der Einzelmedien Bild, Schrift, Ton als historische Episode erweist (Zielinsky 1989) und das Buch sich zu dem neu ausbildenden Mediensystem exzentrisch im doppelten Sinne verhält, dann werden die Wissenschaften, die sich mit Sinn, Erinnerung und Traditionsweitergabe beschäftigen, wohl schwerlich der Verwandlung von Büchern in Bücher allein ihre Aufmerksamkeit schenken können.

Vor diesem Hintergrund wird der Blick auf ein zweites Szenario frei. Man könnte zweierlei erwarten: Zum einen wäre vorauszusetzen, daß in den nächsten Jahren weder eine systematische Diskussion noch ein weitreichender, institutionell umsetzbarer Konsens über den Stellenwert medienwissenschaftlicher Fragen in den Kulturwissenschaften herbeizuführen sein wird. Auf der anderen Seite wird aus den oben genannten Gründen auch in Zukunft eine wachsende Anzahl von Geisteswissenschaftlern sich mit diesen Themen beschäftigen, formelle und informelle Forschungsverbände gründen und eifrig publizieren. Auf diese Weise zeichnet sich für

die Medientheorie einer Art Dauergaststatus innerhalb der Kulturwissenschaften ab – ein Status, wie ihn etwa Psychologie, Soziologie oder Ethnologie genießen. Die Gestaltungskraft dieses Ansatzes hänge dann von lokalen Gegebenheiten, akademischer Definitionsmacht und individueller Durchsetzungskraft ab. Das weitere Schicksal akademischer Medientheorie wäre also der Selbstorganisation oder besser dem Wechselspiel individueller Anstrengung und der Fähigkeit zur innerdisziplinären strategischen Organisation anvertraut. Ein Fall für Bourdieu also ...

Das dritte Szenario hängt mit dem Begriff der Kulturwissenschaften zusammen, der deshalb auch ausführlicher behandelt werden soll: Der Begriff der Kulturwissenschaften hat Konjunktur, wobei die Häufigkeit seiner Verwendung in umgekehrt proportionalem Verhältnis zu seiner Präzision steht. Ein begriffsgeschichtlicher Abriss soll hier nicht gegeben werden, doch ebensowenig soll das Gefühl der Resignation verhehlt werden, das sich einstellt, wenn man die Arbeiten von Max Weber (Wissenschaftslehre), Heinrich Wickersham (Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft), Ernst Cassirer (Zur Logik der Kulturwissenschaften), Karl Jaspers (Vom Ursprung und Ziel der Geschichte) betrachtet, um zu einem praktikablen Konzept einer real existierenden Kulturwissenschaft zu gelangen. Auch neuere Forschungsarbeiten wie die Max-Weber-Studie von 1994 (Jaeger 1994) schaffen auf diesem Elefantenfriedhof der Ideen kaum Übersicht. Es gilt, sich auf einige zentrale Beobachtungen zu beschränken. Zum einen ist die wichtige Unterscheidung zu treffen, ob man von Kulturwissenschaft im Singular oder im Plural redet. Redet man im Singular von der »Kulturwissenschaft«, dann zielt man auf eine wie auch immer geartete Einheit der in der geisteswissenschaftlichen Fächergruppe versammelten Disziplinen ab. Jürgen Mittelstraß etwa sieht das geheime Kraftzentrum der Geisteswissenschaften darin, eine technisch geprägte Leonardo-Welt zu einem »kritischen Selbstbewußtsein zu führen« (Mittelstraß 1991: 26).

Verwendet man, wie es hier etwas weniger optimistisch geschehen ist, den Begriff im Plural, dann wird der Terminus zu einem Synonym für »Geisteswissenschaften« und zum Sammelbegriff für Einzelfächer. Aus dieser Perspektive ist es dann den einzelnen Fachvertretern anheimgestellt, ob sie ihre Disziplin zur Kulturwissenschaft erklären oder nicht. Da der Begriff Geisteswissenschaft antiquiert klingt, da sich antiquiertere wie »Philologie« überhaupt verbieten und da die »Humanwissenschaften« keine Karriere machen konnten, bleibt der Begriff »Kulturwissenschaften« in der Beliebtheitsskala ganz oben. In der Selbstnennung von Fä-

chern zu Kulturwissenschaften lassen sich zwei Schulen unterscheiden. Die eine argumentiert eher praktisch und geht etwa vom stählernen Gehäuse berufsqualifizierender Inhalte aus. Innerhalb der zweiten Strömung wird eher methodologisch-innerwissenschaftlich argumentiert. Die praxisorientierten Ansätze versuchen über die vielzitierten Schlüsselqualifikationen hinaus konkret anwendbares Wissen zu vermitteln. Neue Studiengänge (Kulturmanagement, Interkulturelle Kommunikation) und neue Abschlüsse (Dipl.-Kulturwirt, Dipl.-Philologe) sollen den geforderten Praxisbezug herstellen. Man tut den kulturwissenschaftlich orientierten Reformansätzen sicher kein Unrecht, wenn man feststellt, daß sich ihr Erfolg weniger diffizilen theoretischen Verästelungen innerhalb der Konzeption verdankt als vielmehr einem geschärften Blick für sehr praktische und sehr bedrückende Probleme der Fächergruppe. Hätte man bei der Konzeption neuer Modellversuche zunächst eine umfassende »Standortbestimmung der Humanwissenschaften« und eine »Neuformulierung ihres theoretischen Selbstverständnisses« vorangestellt, dann wären solche Reformansätze wohl schwerlich Realität geworden.

Anders sieht es im Bereich der disziplinären Innenansichten aus. Hier gibt es unterschiedliche Strategien innerhalb der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Kulturwissenschaften. Zum einen kann man aus klar bestimmten methodologischen Vorgaben auf den Begriff zurückgreifen, wie es Jürgen Kocka für die Geschichtswissenschaft tut: Der Begriff »Geisteswissenschaften« ist u.a. durch seine Frontstellung gegen den der »Sozialwissenschaften« geprägt, historisch wie im heutigen Sprachgebrauch. Es ist deshalb abzulehnen, die heutige Geschichtswissenschaft unter »Geisteswissenschaften« zu subsumieren. Sie ist vielmehr Geistes- und Sozialwissenschaft zugleich, in produktiver und anregender Spannung. Ein guter Teil der Auseinandersetzung der 60er und 70er Jahre lief darauf hinaus, die Geschichtswissenschaft in einer Weise zu verändern, daß sie nicht nur Geisteswissenschaft sei. Sucht man nach einem Begriff, der humanities und die historisch orientierten social sciences zusammenfaßt (in Absetzung von den Natur-, Technik- und Verhaltenswissenschaften), dann ist der Begriff »Geisteswissenschaft« dafür ungeeignet. Auch wenn man ihn dehnte und ganz breit definierte, bliebe die Gefahr des Mißverständnisses groß. Der Begriff »Kulturwissenschaften« (etwa so wie in Max Webers »Geisteswissenschaftslehre«) bietet sich als eine viel akzeptablere Alternative an (Kocka 1990: 137 ff.). Hier wird der Terminus deutlich zum Exorzismus überwunden geglaubter Fragestellungen benutzt. Andere Dis-

ziplinen müssen den Begriff weniger agonal und weniger apologetisch entfalten. Gelassen kann der Ägyptologe Jan Assmann für sein Fach feststellen: »Die Ägyptologie ist eine Kulturwissenschaft, d.h. sie beschäftigt sich mit allen Aspekten altägyptischer Kultur: Sprache, Religion, Wirtschaft, Kunst, Archäologie usw.« (Assmann 1990b: 335 ff.). Andere Disziplinen, denen vom Gegenstandsbereich her weniger Glück beschieden ist, wie etwa die entmachtete ehemalige Nationalphilologie Germanistik, müssen ihr Heil in anderen Ableitungen suchen. Hier sind sogenannte kulturanthropologische oder ethnologische Ansätze zu nennen, die, verkürzt gesagt, die Arbeit des Ethnologen, der das räumlich Entfernte erforscht, in die Vergangenheit oder in den eigenen Kulturraum verlegen. Hier kann man eine berühmte Definition von Clifford Geertz variieren und Kultur definieren als

»ein Symbolsystem, das darauf zielt, starke, umfassende und dauerhafte Stimmungen und Motivationen in den Menschen zu schaffen, indem es Vorstellungen einer allgemeinen Seinsordnung formuliert und diese Vorstellungen mit einer solchen Aura von Faktizität umgibt, daß die Stimmungen und Motivationen völlig der Wirklichkeit zu entsprechen scheinen« (Geertz 1987: 48).

Diese Definition läßt sich als (anfechtbare) Kommentierung der Definition von Kultur als »selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe« des Menschen lesen (ebd.: 9). Die Kulturwissenschaften würden dann dazu dienen, dieses komplexe Beziehungsgeflecht kultureller Dispositionen uns selbst und anderen durchsichtig zu machen.

Die Implikationen solcher Ansätze können hier nicht diskutiert werden. Als Arbeitshypothese kann festgehalten werden, daß eine als Kulturwissenschaft verstandene geisteswissenschaftliche Disziplin sich jeweils vom engeren Gegenstandsfeld des eigenen Faches gelöst hat, um die ausschließliche Konzentration auf Texte, Bilder, archäologische Zeugnisse zugunsten einer umfassenderen Untersuchung gesellschaftlicher Sinnproduktion aufzugeben.

Nimmt man aber die Elemente, die der Diskussion über den Begriff der Kulturwissenschaften ihre Dynamik verleihen – Berufssituation und methodologische Diskussion –, zusammen ernst, dann ergeben sich zwei Gründe, die systematische Integration medienwissenschaftlicher Fragen in die Geisteswissenschaften ernsthaft zu erwägen. Setzt man, zwingenderweise, jede Reflexion über Kulturwissenschaften auch in Verbindung zur Berufssituation der Absolventen solcher Studiengänge, dann ist es nur

folgerichtig, die Medienkompetenz besagter Absolventen zu steigern. Ob dies in Form von Computer literacy, qualitativer Medienanalyse, Medien-geschichte oder durch die Vermittlung informationswissenschaftlicher Realia geschehen soll, wäre noch zu entscheiden. Diese Überlegungen, so praxisnah und utilitaristisch sie sich anhören mögen, sind aber immer auch zugleich Überlegungen, die das Selbstverständnis der Fächer betreffen. Dies sind Anzeichen für ein Umdenken, und Joachim Dyck ist hier als Kronzeuge zu nennen. So fragt Dyck, der noch vor nicht einmal zwei Jahren in polemischer Wendung gegen Kittler die Geisteswissenschaften vor dem »Hokuspokus der technischen Vereinnahmung« bewahren wollte, heute die Germanisten nachdenklich:

»Mir schiene es besser, wir würden uns auch die modernere Frage vorlegen, ob die Inhalte unseres Unterrichts noch wichtig und ob dessen Formen noch sinnvoll sind. Horkheimer bestritt das bereits in seinen Universitätsreden 1952. Und dabei wußte er noch nicht einmal etwas von den Möglichkeiten, die wir heute über Internet, e-mail und Bildschirme haben. Es ist gerade das besinnungslose Weitermachen, die veräußerlichte Geschäftshuberei und das Schweigen, die die Zerstörung des Faches vorantreiben.« (Dyck 1995: 4)

Denn auch die Studenten betreiben eine Abstimmung mit den Füßen, indem sie sich verstärkt für medienwissenschaftliche Fächer interessieren. Hieran wird deutlich, daß die Studenten einerseits ihre Berufschancen verbessern wollen, andererseits scheint das Fach gleichsam implizit den Relevanzverlust und die Legitimationsprobleme der Altdisziplinen zu überspringen. Blendet man aber die eher berufspraktisch ausgerichtete Dimension aus und richtet die Aufmerksamkeit auf die theoretische Debatte über die Kulturwissenschaften, dann erscheint folgende Schlußfolgerung unabweisbar. In dem Augenblick, in dem die unterschiedlichen kulturwissenschaftlichen Disziplinen die historische und systematische Dimension kollektiver Sinnbildung untersuchen, können sie die Dimension der medialen Vermittlung solcher Sinnbildung nicht ausblenden. Als Hinweis soll hier nur eingefügt werden, daß etwa auch für die geheime Leitdisziplin der Kulturwissenschaften, die Ethnologie, unlängst eine stärkere Diskussion über das Verhältnis der ethnologischen Methodologie zu neuen Kommunikationsverhältnissen eingefordert wurde. Die kulturwissenschaftliche Neuorientierung der sogenannten Geisteswissenschaften muß zwangsläufig unter Einbeziehung jener Kommunikations- und Informationsmedien erfolgen, durch die Raum und Zeiterfahrung und die

Prozesse kollektiver Sinnbildung neu strukturiert werden. Das könnten eines Tages selbst die Historiker einsehen (MacArthur 1993).

Diese allgemeine Programmatik läßt eine ganze Reihe von Fragen ungeklärt: Wie ist es um den berufsqualifizierenden Charakter medienwissenschaftlicher Studiengänge/Curricula bestellt? Lassen sich funktionsfähige Studienreformmodelle für die einzelnen Fächer unter Integration medienwissenschaftlicher Fragen formulieren oder führt dies zur weiteren Aufblähung der Fächer? Sind medienwissenschaftliche Fragestellungen als Teilbereiche berufsqualifizierender (Neben-)Fächer zu konzipieren? Oder soll vielleicht die Medienwissenschaft in jedem Fall den Status eines Nebenfaches haben (evtl. sogar als Schulfach)? Führt dies zu einer Ghettoisierung oder zu einer distinkteren Ausbildung einer disziplinären Identität? Droht eine erfolgreiche und zeitgenössische Medientheorie ihre ursprüngliche Mutterdisziplinen aufzusaugen (Jäger/Switalla 1994)? Ebenso stellt sich die Frage, welche konkreten Folgen die disziplinären Unterschiede in der Rezeption medienwissenschaftlicher Fragestellungen haben.

Eine kulturwissenschaftliche, medienorientierte Neuausrichtung der Geisteswissenschaften scheint allerdings unumgänglich. Und wenn es gelänge, die Ergebnisse notwendiger Fachdiskussionen in Handeln umzusetzen, würde sich das von Sternheim (zu Unrecht) so betitelte »traurige Studium der Philologie« zumindest in einigen Aspekten etwas facettenreicher und für die Absolventen vielleicht auch zukunftsträgiger gestalten.

Literatur

- Assmann, Aleida/Assmann, Jan (1990a), »Schrift – Kognition – Evolution«, in: Havelock, Eric A. (Hg.), *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*, Weinheim.
- Assmann, Jan (1990b), »Ägyptologie im Kontext der Geisteswissenschaften«, in: Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter (Hg.), *Die sogenannten Geisteswissenschaften: Innenansichten*, Frankfurt/M., S. 335 – 349.
- Assmann, Aleida (1994), »Aspekte einer Materialgeschichte des Lesens«, in: Hoffmann, Hilmar (Hg.), *Gestern begann die Zukunft*, Darmstadt, S. 3 – 16.
- Bloom, Allan (1987), *The Closing of the American Mind*, New York.
- Bloom, Harold (1994), *The Western Canon*, New York.
- Bolz, Norbert (1993), *Am Ende der Gutenberg-Galaxis*, München.

- Bolz, Norbert (1994), »Neue Medien«, in: *Information Philosophie* 1/94, S. 48 – 55.
- Diederichsen, Diedrich (1993), Medien? Theorie?, in: Agentur Bilwet (Hg.), *Medienarchiv*, Bensheim/Düsseldorf.
- During, Simon (1993), *The Cultural Studies Reader*, London.
- Dyck, Joachim (1985), »Besinnungsloses Weitermachen?, in: *Uni Info Oldenburg* 1/1995, S. 4.
- Faulstich, Werner (1991), *Medientheorien*, Göttingen.
- Faulstich, Werner (1994), *Grundwissen Medien*, München.
- FAZ (1994), Sonderseite zum Germanistentag in Aachen, 7. 9. 1994, S. N5.
- Flusser, Vilém (1991), »Die Auswanderung der Zahlen aus dem alphanumerischen Code«, in: *Das Magazin* 2/91, S. 14 – 17.
- Förster, Jürgen/Neuland, Eva/Rupp, Gerhard (1989) (Hg.), *Wozu noch Germanistik?*, Stuttgart.
- Geerts, Clifford (1987), *Dichte Beschreibung*, Frankfurt/M.
- Hörisch, Jochen (1994), »Flimmernde Mattscheiben und feste Buchstaben«, in: *Universitas* 11, S. 1043 – 1054.
- Horx, Matthias (1991), *Das Wörterbuch der 90er Jahre*, Hamburg.
- Jaeger, Friedrich (1994), *Bürgerliche Modernisierungskrise und historische Sinnbildung* (= Bürgertum, Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Bd. 5), Göttingen.
- Jäger, Ludwig (1994a), »Medien sind das Thema der Zukunft«, in: *Aachener Volkszeitung*, 15. 04. 1994.
- Jäger, Ludwig/Switalla, Bernd (Hg.) (1994b), *Germanistik in der Mediengesellschaft*, München.
- Kittler, Friedrich (1980), *Austreibung des Geistes*, Paderborn.
- Kittler, Friedrich (1993), »Digitalisierung der Geisteswissenschaften«, in: *Das Magazin* 1/93.
- Kittler, Friedrich (1994), »Die Schnittstelle Bearbeiten«, in: *FAZ*, 07. 09. 1994, S. N6.
- Kocka, Jürgen (1990), »Veränderungen in der Geschichtswissenschaft. Eine ›Geisteswissenschaft‹«, in: Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter (Hg.), *Die sogenannten Geisteswissenschaften: Innenansichten*, Frankfurt/M., S. 134 – 137.
- MacArthur, John R. (1993), *Schlacht der Lügen, Wie die USA den Golfkrieg verkauften*, München.
- Mittelstraß, Jürgen (1991), »Geist, Natur und die Liebe zum Dualismus«, in: Bachmaier, Helmut (Hg.), *Glanz und Elend der zwei Kulturen*, Konstanz.
- Moravec, Hans (1993), »Geist ohne Körper«, in: Kaiser, Gert/Matejovski, Dirk/Ferdrowitz, Jutta (Hg.), *Kultur und Technik im 21. Jahrhundert*, Frankfurt/New York, S. 81 – 90.
- Steiner, George (1990), *Von realer Gegenwart*, München/Wien.
- Strauß, Botho (1981), *Paare, Passanten*, München.
- Zielinski, Siegfried (1989), *Audiovisionen, Kino und Fernsehen als Zwischenspiel in der Geschichte*, Reinbek.